

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Winston Graham
Tödlicher Dank

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ERSTES BUCH

1

Einen Tag nach unserer ersten Begegnung flog ich nach London zurück. Ich hatte Harriet versprochen, Freitag abend pünktlich zu Hause zu sein.

Wir waren gerade in die neue Wohnung am Spanischen Platz umgezogen. Bei der Ankunft erfuhr ich, daß sie vier Freunde zum Abendessen eingeladen hatte — wahrscheinlich, weil sie ein bißchen mit der neuen Wohnung protzen wollte, und weniger aus reiner Sehnsucht nach Gesellschaft — obwohl im Fall Tim Dickinson vielleicht beides zusammenkam.

Der Mittelpunkt der Wohnung war das große Wohnzimmer; es war hoch und geräumig, mit zwei gewaltigen Fenstern. Den gekachelten Kamin hatten wir durch einen größeren aus Ziegelsteinen ersetzt. Davor standen zwei smaragdgrüne Plüschsofas rechteckig an den Kanten eines Angola-Teppichs. Hinter dem einen Sofa war eine geschnitzte afrikanische Truhe, die als Bar diente. Der lange Eßtisch, eine Marmorplatte auf schmiedeeisernen Beinen, stand zwischen den Fenstern.

Normalerweise kümmerte Harriet sich nicht viel um die Küche. Aber bei besonderen Gelegenheiten zeigte sie, was sie konnte. Das heutige Abendmenü war vorzüglich. Trotzdem konnte ich meine Gedanken kaum von dem Mädchen losreißen.

Nun bin ich weiß Gott alles andere als ein Schürzenjäger. In den sieben Jahren meiner Ehe mit Harriet hatte ich kaum eine andere angesehen. Natürlich hatten wir unsere Höhe- und Tiefpunkte; an letzteren war meist Harriets schwankende Gesundheit schuld. Ich hatte zielbewußt gearbeitet und war ganz zufrieden gewesen. Jedenfalls hatte ich nicht entfernt vorgehabt, in Paris über die Stränge zu schlagen.

Aber man braucht sich so etwas nicht vorzunehmen. Der Blitz schlägt ein, und «es» ist passiert.

Unsere Gäste heute waren: Ralph Diary, mein Agent, der nach acht Jahren «in der Wüste» endlich an mir verdiente, Jude, kahlköpfig, lispelnd, ruhig und gescheit; Tim Dickinson, ein

alter Freund Harriets, groß und hager, Rechtsanwalt mit gutem Einkommen und guten Verbindungen, kriegsversehrt – er trug eine Beinprothese – und geschieden; die blonde Schauspielerin Mary Arlett und die Bühnenbildnerin Isabel Chokra, die mit dem Marine-Attaché der thailändischen Botschaft verheiratet war.

Sie fragten mich nach Paris aus. Ich erzählte ihnen, daß Paul Charisse die Regie meines neuen Stücks übernehmen wollte, und daß er hoffte, zwei Prominente für die Hauptrollen zu bekommen. Man wartete nur noch auf die französische Übersetzung, die in etwa einer Woche fällig war.

Was ich nicht erwähnte, war die Cocktailparty, die Charisse im Hotel gegeben hatte. Es war die banalste Art und Weise, *ihr* zu begegnen. Aber das Leben ist nun mal banal; man weicht ihm nicht aus, indem man vor dem Üblichen zurückschreckt.

Der Regisseur Paul Charisse brauchte sich als Sohn eines Zeitungsmagnaten nicht einzuschränken. Er war auch nicht sklavisch ans Theater gefesselt. Jules Leblanc, der fast sichere Hauptdarsteller, war ein untergesetzter Zyniker. Er kommentierte die anwesende Gesellschaft.

«Das ist der Herzog Beloff. Sein Monokel verbirgt ein Glasauge. Er behauptet, er hätte das Auge im Krieg verloren, aber in Wirklichkeit hat Madame Job es ihm ausgestochen. O ja, Madame Job ist auch hier... da drüben. Gesicht wie ein Wolfshund, nicht? Hübsch war sie nie, aber in ihrer lasterhaften Vitalität rasend interessant. Ihr Gatte ist so eine stinkreiche Toulouse-Lautrec-Figur; er besitzt eine Yacht in Cannes, die er nie benutzt, aber auch niemandem borgt. Und da, erkennen Sie unseren ehemaligen Kriegsminister? Er wird demnächst an seiner Schüttellähmung eingehen; er hat sich das Leiden durch zu häufiges Nicken zugezogen. Und das ist Lord Antar... Als das Penicillin auf den Markt kam, war seiner Nase leider nicht mehr zu helfen...»

Leblancs Lasterreden wurden von zarten Melodien untermalt, die eine ältere Dame in Chiffon, deren Gichtknoten an den Alten Fritz erinnerten, einem Konzertflügel entlockte. Wie weit war das alles von meiner vollgestopften Schriftstellerbude entfernt, in der ich vor knapp anderthalb Jahren den Grundstein zu diesem seltsamen Treffen gelegt hatte!

Sie saß in der Nähe des Flügels und unterhielt sich mit einem ausgehöhlten, aschgrauen Herrn. Als ich sie ansah, erwiderte sie meinen Blick.

Liebe, Sympathie, der erotische Funke — egal, wie man's nennt — hängen, glaube ich, kaum von Äußerlichkeiten ab. Als ich jetzt, nur vierundzwanzig Stunden später, beim Abendessen mit meiner Frau und unseren vier Freunden plauderte, konnte ich mir ihr Gesicht nicht mehr genau vergegenwärtigen. Es war auf jeden Fall reizend; aber daran lag es nicht. Es liegt nie nur daran. Trotzdem beunruhigte es mich als Schriftsteller, daß ich dieses plötzliche Verliebtsein nicht richtig begründen konnte. Wie sollte ich je glaubhafte Figuren auf die Bühne stellen, wenn ich nicht einmal über mein eigenes Innenleben Bescheid wußte?

Tim Dickinson fragte mich wieder etwas. Zugleich sah ich, daß Harriet ihr Sektglas nachfüllte.

«Charisse hat schon bei zwei Anouilh-Stücken Regie geführt», antwortete ich. «Zwei von den «schwarzen» Stücken. Mein Stil liegt ihm sicher. Allerdings verstehe ich nicht recht, warum manche Leute dauernd über die Ähnlichkeit zwischen Anouilh und mir —»

«Blödsinn, lieber Morris. Anouilh — verzeih — ist immer noch der Meister dieses Genres. Euch verbindet lediglich der Sinn für wüste Komik und verzweifelte Groteske. Und daß ihr euch darüber halbtot lacht.»

Wir diskutierten darüber eine Weile in aller Freundschaft. Tim als Theaterliebhaber hatte mehr Argumente als wir andern zusammen. Er war der hochgebildete Amateur, wie sie uns oft Vergnügen, aber noch öfter Ärger machen. Er hatte ein paar Semester Psychologie studiert, bevor er auf Jura umsattelte, und sich nach seiner Amputation als Psychiater in einem Lazarett betätigt.

Isabel Chokra, die ich vom Theater her länger kannte als die anderen Gäste, verwickelte Tim nun glücklicherweise in ein Gespräch über Anouilh; ich überließ mich wieder meinen eigenen Gedanken.

Ich weiß nicht mehr, wie wir uns kennenlernten; unser erstes Gespräch jedenfalls war nicht am Flügel. Ich fragte sie auf französisch, ob ich ihr noch ein Glas Champagner holen dürfte,

und sie erwiderte: «Danke, der Kellner bringt mir grad eins. Übrigens bin ich Engländerin.» Von nahem wirkte sie nicht so zerbrechlich wie von weitem; ihre Lippen waren voller. Auch war sie jünger, als ich gedacht hatte. Sie lächelte offen und rückhaltlos; sie schien lebensfreudig und lebenshungrig zu sein.

«Macht's Ihnen Spaß hier?» fragte ich.

«O ja. Und Sie sind also Morris Scott . . .» Ihre Stimme war sehr reizvoll und seltsam singend. «Haben Sie nicht gerade einen sensationellen Erfolg in London gehabt?»

«Das Stück läuft noch. Verzeihung, darf ich nach Ihrem Namen fragen? Offizielle Vorstellungen scheinen hier nicht üblich zu sein.»

«Warum auch? Ich bin nur zufällig hier. Alexandra Wilshire, Sekretärin.»

Ein Kellner kam mit einem vollen Tablett, und wir nahmen beide ein Glas. Es war keine gewöhnliche Party, wo man nur mit Fußschmerzen und leichtem Sodbrennen herumsteht; hier bahnte sich etwas Neues an. Ich war zwar erst zweiunddreißig, aber darauf war ich nicht gefaßt.

Der Sekt hatte nichts damit zu tun. Auch heute gab es drei Flaschen, für die Harriet gesorgt hatte. Vielleicht löste er den andern die Zunge; meine nicht. Ich sah mir meine Frau über den Tisch hinweg genau an.

Sie war neununddreißig, hochgewachsen und überschlanke. Ihr feinknochiges, intelligentes Gesicht war nie im üblichen Sinne «schön» gewesen und mit den Jahren und wegen ihres Leidens war sie immer herber geworden. Sie trug ihren bevorzugten Hausanzug; cremefarbene Seidenbluse und schwarze Samthosen. Das also war Harriet, die mich sieben tapfere Ehejahre hindurch ermutigt, beraten, angeregt und unterstützt hatte.

Sie sprach über ihr ewiges Thema: mich. Leider vertrug sie seit zwei Jahren keinen Alkohol mehr. Eine Abstinenzlerin war sie nie gewesen, aber jetzt stieg ihr ein harmloses Gläschen manchmal zu Kopf wie andern eine halbe Flasche Whisky. Das hing mit ihrer geschwächten Widerstandskraft zusammen.

«Hauptsache», sagte sie gerade, «er läßt sich nicht einschüchtern und fängt nicht an zu klügeln. Ich halte Morris für ein Naturtalent. Das Technische schafft er instinktiv — so was hat

man eben, oder man hat es nicht. Hoffentlich wird er nie so hochgelobt, kritisiert und analysiert, wie der arme Christopher Fry; den hat man ja total zerredet. Wenn er sich bl-bloß von allem zurückziehen könnte, v-von all der Klugschnackerei, den hinkenden V-vergleichen . . .»

Was sie sagte, stimmte, aber ihr alkoholbedingter Scharfsinn reizte mich heute mehr als sonst. In diesem Stadium redete sie immer von mir als ob ich gar nicht dabei wäre. Ich kam mir vor wie ein Rennpferd, auf das Fachkundige die größten Hoffnungen setzten. Ihr Besitzerstolz war verständlich, aber konnte ihr nicht mal irgendein Psychologe, notfalls sogar Tim, die Auswirkungen auf mich klarmachen?

Mechanisch glitten meine Gedanken wieder zu dem zweiundzwanzigjährigen Mädchen von gestern abend. Unsere Unterhaltung war bald von Paul Charisse unterbrochen worden, der mich mit ein paar französischen Bühnengrößen bekannt machte.

Ich entwich ihm bei erster Gelegenheit und ging wieder zu Alexandra. Da brach die Gesellschaft leider schon auf.

«Ich bin Sekretärin der Comtesse de la Faysarde», erwiderte sie auf meine Frage. «Das ist die dunkle Dame da. Amerikanerin. Der Graf ist ihr vierter Mann. Heute abend bin ich nur so mitgeschleppt worden, weil wir alle auf dem Rückweg von Longchamp waren. Sonst bin ich meistens in Neuilly. Nein, über zuviel Arbeit kann ich mich nicht beklagen.»

Wir sprachen gehemmt, in abgehackten Sätzen; wie Leute, die sich auf dem Bahnsteig für längere Zeit verabschiedeten. Ihre Mutter war Französin, ihr Vater Schotte. Sie war in Edinburgh aufgewachsen. Das erklärte ihren melodischen Sprechrhythmus.

Ich sah aus dem Augenwinkel, wie die Gräfin sich eine Silbernerzstola über den blaugeäderten Arm hängte und auf uns zusteuerte. «Morgen muß ich wieder nach London», sagte ich schnell, «aber nächste Woche bin ich wahrscheinlich wieder in Paris. Haben Sie Telefon?»

«Ja.» Sie nannte mir die Nummer. Ich konnte sie nicht mehr aufschreiben; ihre Chefin war schon zu nah.

«Privat?» stieß ich hervor.

«Nein, aber ich bin fast immer zu erreichen.»

«Mein lieber Mr. Scott — Sie sind doch Mr. Scott?» rief die Gräfin. «Es war so entzückend bei Ihnen — vielen, vielen Dank.» Offenbar hielt sie mich irrtümlich für den Gastgeber. «Leider müssen wir Sie jetzt verlassen. Sandra, würden Sie bitte meinem Mann Bescheid sagen . . . Und welch eine hübsche Idee, diese zauberhaft-altmodische Musikuntermalung . . .» Während Alexandra sich entfernte, legte sie mir ihre brillantenüberladene Hand auf den Arm und sah mit blutunterlaufenen, bis zur Unkenntlichkeit verschminkten Augen zu mir auf. «Nein, diese Franzosen! Sie verblüffen mich immer wieder.»

«Oh?»

«Das raffinierteste Volk der Erde, kultiviert, hochgezüchtet bis zur Dekadenz, und andererseits auch das naivste, provinziellste, bürgerlichste . . . Verstehen Sie mich?»

«Nicht ganz», sagte ich höflich.

«Mein lieber Mr. Scott! Wer kann noch über diese französischen Boulevardstücke lachen außer den Franzosen? Und wer unter uns grobschlächtigen Angelsachsen ließe es sich einfallen, eine wirklich erstklassige Cocktailparty zu geben und dazu eine derart miserable Pianistin zu engagieren, die unerträgliche alte Schmachtfetzen spielt?»

Alexandra hatte sich inzwischen zu einem kurzbeinigen, breit-schultrigen, aggressiv aussehenden Herrn begeben.

«Ich fand die Pianistin gar nicht so schlecht», sagte ich.

«Natürlich, so was rührt an Erinnerungen. Ich war dabei, als *Oklahoma* zum Weltschlager wurde.» Die Gräfin hustete hohl.

«Damals angelten wir in Nassau von Booten aus, durch deren Glasboden man die Fische sah. Erinnerungen . . . Man wird ebenso schwer damit fertig wie mit Kreislaufstörungen. Sie sind noch zu jung, Mr. Scott, um da mitreden zu können . . .»

Heute, nachdem unsere Gäste gegangen waren, sagte Harriet plötzlich: «Was pfeifst du denn da? Kommt mir so bekannt vor — aber was ist es?»

«Ich glaube, irgendwas aus *Oklahoma*.»

«Kann sein. Wie war der Text? Na, ist egal. Du pfeifst so selten.»

«Hab ja auch selten Grund dazu.»

«Aber jetzt hast du Grund, nicht? Was hat Ralph über die Besuchsziffern gesagt?»

«Jeden Abend ausverkauft. Vorbestellungen für ein halbes Jahr.»

«Ich war während deines Pariser Aufenthalts bei ihm und habe die amerikanische Aufführung mit ihm besprochen. Er meint, wir sollten mindestens bis Weihnachten abwarten. Wenn das Stück dann hier immer noch erfolgreich läuft, lohnte eine separate Einstudierung in New York; sonst könnten wir das ganze Ensemble so hinüberschicken, wie es ist.» Harriet kämmte beim Sprechen ihr langes schwarzes Haar; es glänzte wie frischgeteert.

«Die Mühe hättest du dir sparen können», sagte ich. «Ist doch klar, daß ich das alles längst mit Ralph und Basil abgemacht habe.»

«Warum hast du mir das denn nicht gleich gesagt?»

Solche Gespräche reizten mich sonst maßlos; besonders wenn Harriet den bewußten Schluck zuviel getrunken hatte. Aber heute abend war ich merkwürdig geduldig.

«Ich kann dir nicht immer alles sagen, meine Liebe. Vielleicht hättest du besser meine Rückkehr abgewartet.»

«Gott, ist ja egal. Schaden konnte es ja nichts.» Sie begann ihr Haar zu flechten. Der große Karneol an ihrem Finger leuchtete regelmäßig auf. Harriet machte sich nichts aus Schmuck und trug außer dem Trauring immer nur diesen Ring. «Hast du dich in Paris auch um die Übersetzung gekümmert?» fragte sie.

«Was könnte ich dazu tun?»

«Na, es zeigt sich doch, daß du einen wirklich intel-intelligenten Berater brauchst, der das Ganze noch mal Satz für Satz mit dir durchgeht. Sicher, es muß dem . . . dem französischen Geist angepaßt werden, aber ich habe mit Kitty darüber gesprochen, und sie meint auch, daß Kluseman sich unverschämte und unnötige Freiheiten herausnimmt.»

«Dann laß es doch Kitty machen.»

«Sie hat erstens keine Zeit, und zweitens kennt sie Frankreich ja auch nicht so gut.»

Ich stand am Fenster, sah auf geparkte Autos und einsame Fußgänger hinunter und streichelte den Brokat des Vorhangs, der sich glatt wie eine Frauenwange anfühlte.

«Charisse hat den Originaltext gelesen und das Stück zweimal hier in London gesehen», erwiderte ich. «Bei meinen mäßigen

Französischkenntnissen kann ich wirklich nicht mit einer langen Beschwerdeliste in Paris aufkreuzen und den Fachleuten ins Handwerk pfuschen.»

«Typisch!» rief Harriet ärgerlich. «Schließlich bist du doch der Autor! Es ist dein Stück! Ohne dich . . . ohne dich hätten sie überhaupt nichts. Du bringst dich nie genügend zur Geltung! Du läßt dich behandeln wie eine Nebenfigur! Von jedem läßt du dich in den Hintergrund schieben. Und dabei weißt du so gut wie ich, daß es gerade bei diesem Stück auf Halbtöne und Andeutungen ankommt, auf den «Haken unter dem Köder, den man erst merkt, wenn man ihn verschluckt hat», wie es der gescheite Kritiker — wie heißt er noch — mal ausgedrückt hat.» Sie ging von dem indirekt beleuchteten Frisiertisch weg, auf dessen spiegelnder Glasplatte wohlgeordnete Reihen von Medizinfläschchen standen. Unser Badezimmer roch immer noch Krankenhaus und das Schlafzimmer nach einer ganz bestimmten Mischung von schönheitsfördernden und keimtötenden Mitteln. Harriet war etwa einsfünfundsiebzig groß; ihr Körper wirkte auch jetzt noch nicht eckig; er hatte sich die schlaksige, leicht gehemmte Anmut der Jugend bewahrt. Das erstemal hatte ich ihn gesehen, als sie mit einer Gelenkentzündung in ihrer kleinen Wohnung in Hampstead lag. Ich erinnere mich genau, wie peinlich sauber schon damals alles gewesen war, obwohl sie keine Hilfe hatte: Das pfirsichfarbene, langärmelige Nachthemd sah aus, als hätte sie es erst vor zwei Minuten angezogen; Laken und Kissen waren blütenrein und kaum zerknittert. Würde ich den Körper, den ich *jetzt* begehrte, je zu sehen bekommen? Begehrte ich ihn überhaupt? War mir das so wichtig? Eine zufällige Begegnung, ein paar Blicke, ein höfliches Lächeln, ein Händedruck, eine Telefonnummer — führten diese Nichtigkeiten unvermeidlich zum Ehebruch? Unsinn. Vor meiner Ehe hatte ich schließlich auch ein paar kleine Anfechtungen gehabt, ohne daß sie tiefere Spuren hinterlassen hätten. Warum sollte es diesmal anders sein?

«Morris», sagte Harriet, «woran denkst du eigentlich?»

Ich kniff kurz die Augen zusammen, als ob mich ihr Zigarettenrauch störe. Nie zuvor hatte ich bemerkt, wie scharf ihre Stimme sein konnte. Sie ließ mich nicht aus den Augen. Sie sah

mich beinahe anklagend an. In unseren sieben Ehejahren hatten wir beide einen sechsten Sinn für Stimmungen entwickelt. «Ich dachte gerade an jemanden, den ich auf der Cocktailparty von Charisse kennengelernt habe. Ein Schotte mit französischer Mutter. Offenbar intelligent und mit einiger Bühnenerfahrung. Mit dem kann ich ja das nächstmal die Übersetzung durchgehen. Ich halt's zwar nach wie vor für Zeitverschwendung. Aber da dir daran liegt, versuch ich es mit ihm.» Harriet zog den Morgenmantel aus und schlug die Steppdecke ihres Bettes zurück.

«Morris, ich brauche wirklich bald eine Hausgehilfin!»

«In dieser kleinen Wohnung?»

«Oh, sie soll natürlich nicht hier wohnen; ich brauche sie nur vormittags und gelegentlich abends, wenn wir Gäste haben. Ich hätte dann mehr Zeit für dich, und du weißt ja, ich . . . ich hasse diesen ganzen Haushaltskram. Wie heißt er?»

«Wer?»

«Der Schotte mit der französischen Mutter.»

«Wilshere. Alexander Wilshere. Charisse hat seine Nummer. Ich ruf ihn gelegentlich mal an.»

2

«Mademoiselle Wilshere», sagte ich. «*Est-ce que je peux lui parler?*»

«*Un moment.* Ich rufe sie an den Apparat.»

Ich war in einer öffentlichen Telefonzelle. — «*Oui? Allo?*»

«Mademoiselle Wilshere?»

«*Oui.*»

«Hier spricht Morris Scott. Ich bin wieder in Paris, und ich hatte doch so halb und halb versprochen, Sie anzurufen.»

«O ja, richtig. Wie geht's Ihnen denn?» Sie sprach zögernd; ich vermißte ihren singenden Tonfall.

«Danke, gut. Sind Sie heute mittag frei?»

«Leider nicht.»

Wahrscheinlich war sie nicht allein im Zimmer. «Wann also könnten wir uns treffen?» fragte ich.

«Ich . . . ich weiß nicht.»

«Morgen?»

«Wirklich, ich —»

«Morgen zum Mittagessen?»

«Nein, aber vielleicht kann ich's später einrichten. Sagen wir um fünf?»

Ich war am nächsten Abend verabredet, aber das war mir jetzt egal. «Schön», sagte ich, «dann essen wir anschließend irgendwo. Und wo treffen wir uns? Unter dem Obelisken auf der Place Vendôme?»

«Ja. Danke für den Anruf.»

«Also morgen um fünf!»

«Um fünf.»

Als ich den Hörer auflegte, bemerkte ich, daß er feucht geworden war. Dabei habe ich noch nie Schweißhände gehabt.

Ich wohnte im Hotel Scribe. Es war ein ordentliches, zentral-gelegenes Haus und keineswegs billig, wenn auch nicht der übliche «Rahmen» für einen erfolgreichen Bühnenschriftsteller. Daß ich neuerdings viel Geld verdiente, daran hatte ich mich noch nicht so recht gewöhnt. Manche Leute verstehen es herrlich, die Feste zu feiern, wie sie fallen. Heute pumpen sie ihre Freunde an, stopfen ihre Cordhosen und Rollkragenpullover, laufen kilometerweit, um das Fahrgeld zu sparen, und können sich kaum einen Drink leisten. Morgen fahren sie einen Bentley, haben eine Zimmerflucht im feinsten Hotel und speisen grundsätzlich nur an den Treffpunkten der großen Welt. Für solche Eskapaden war ich viel zu bürgerlich und spießig erzogen worden.

Ich war gegen halb fünf auf der Place Vendôme. Ein selbstbewußterer Mann hätte sich die Wartezeit mit einem Aperitif im Ritz vertrieben. Ich aber wanderte die Rue Castiglione auf und ab und verbot mir strikt, an die Zukunft zu denken. Auch diese Gewohnheit war schwer abzulegen, aber dies eine Mal gelang es mir. Zehn Minuten vor fünf hatte ich mich, wohl zum erstenmal in meinem Leben, in einen freien, ungebundenen Menschen verwandelt.

Alexandra kam in Rot und Marineblau. Sie sah wieder ganz anders aus. Vielleicht lag es an der sinkenden Sonne, aber ich